

Die dritte Staffel der TV-Serie «Westworld» stellt die Frage nach dem Unterschied zwischen Mensch und Maschine **SEITE 28**

Der Soziologe Hartmut Rosa erklärt, wie der moderne Mensch auf den Stillstand des Lockdowns reagiert **SEITE 29**

# Wie schön Elefanten rasen können

Die Geschichte meiner Beschäftigung mit Beethovens Werken erzählt einen schönen Teil meiner Lebensgeschichte. Von Konrad Hummler

KONRAD HUMMLER

In Zeiten der Selbstisolation ist die Selbstbeschäftigung naheliegend. So stöberte ich nach der Lektüre der inhaltsreichen Beethoven-Beilage der NZZ vom 21. März 2020 in alten Schallplattenbeständen, installierte mit Erfolg das alte Grammophon an der modernen Audioanlage und begann, über mein Leben mit Beethoven nachzudenken. Daraus wurde beinahe eine Biografie.

Mit Beethoven fand ich zur klassischen Musik. Nicht über die «Mondscheinsonate» oder «Für Elise» oder den Schlusschor aus der 9. Sinfonie, die zu oft gehörten und vielfach missbrauchten Paradestücke. Nein, vielmehr über die 7. Sinfonie, genauer: über deren zweiten und vierten Satz. Es war in den 1950er Jahren; eine lichte Zeit, denn ich durfte als «noch nicht kindergartenreifer» Bub mich den kollektiven Vergnügungen und Zwängen fernhalten und zu Hause meine eigene Welt zimmern. Zu meinem kindlichen Alltag gehörte das Abspielen der Langspielplatten, einem runden Dutzend, das ein bürgerlicher Haushalt damals eben besass, auf dem Plattenspieler unter dem Klappdeckel des Philips-Radios.

In der kleinen Sammlung befand sich Beethovens Siebte mit Bruno Walter am Pult der New Yorker Philharmoniker. Das Allegretto des zweiten Satzes hatte es mir angetan. Zu Beginn – ein Bläserakkord, wie ein Vorhang. Dann zehn, zwölf gleiche Töne der Bratschen hintereinander, unterlegt von choralartigen Akkorden im Bass. Erst nach fünf Takteten lässt sich eine kleine, singbare Melodie erkennen. Nach und nach entwickelt sich daraus ein musikalisches Gebäude mit mehreren Stockwerken; die Bel étage in Dur bedeutete mir mein geborgenes Zuhause.

## «Reif fürs Irrenhaus»

Moll habe etwas mit Trauer zu tun, hatte ich am Mittagstisch mitbekommen. Es handle sich beim zweiten Satz um einen Trauermarsch, hiess es bedeutungsvoll. Erst viel später im Leben, bei der Auseinandersetzung mit der Musik von Bach, erfuhr ich, dass es auch so etwas wie «Dur-Moll» gibt, also ein Mäandrieren zwischen den beiden musikalischen Grundtonarten, und dass diese Kombination zu besonderer Gefühlsamkeit führen kann. Wie auch immer: Der kleine Konrad wollte das Stück mehrmals hintereinander hören, genauso wie das Publikum anlässlich der Uraufführung es offenbar auch wollte.

Beim vierten Satz hingegen begann meine Phantasie zu galoppieren, oder besser, es rasten nach meiner Vorstellung Elefanten über afrikanische Hügel – eine Kombination von Beethoven und Babar. Carl Maria von Weber erklärte Beethoven wegen dieses Stücks als «reif fürs Irrenhaus». Er hatte eben keine Vorstellung, wie schön Elefanten rasen können. Das Reizvolle daran ist, dass für mich das Bild auch heute noch stimmt und es andere mittlerweile mit mir teilen. Beethoven überbietet sich in diesem letzten Satz der 7. Sinfonie förmlich punkto Energie und Lebenslust. «Mitreisend» wäre wohl die professionell korrekte Bezeichnung; mir passen die rasenden Elefanten besser.

Das nächste Erlebnis mit Beethoven bereitete mir sodann das 4. Klavierkonzert beziehungsweise dessen Beginn: die einfache Akkordfolge eines einsamen Klavierspielers in einer grossen Konzerthalle. Noch wusste ich nicht, was «relevant» heisst, aber ich spürte genau, dass hier etwas unaussprechlich Wichtiges mitgeteilt wurde. Dass jemand zu einer Ansprache anhub, eine Botschaft überbrachte, die sich im



Seine Musik hilft auch durch schwierige Zeiten: Ludwig van Beethoven (1770–1827), in einer zeitgenössischen Darstellung. AKG

zweiten, langsamen Satz dann zu einer eigentlichen Predigt verdichtet.

Die Aufnahme mit Walter Gieseking am Klavier und Joseph Keilberth am Dirigentenpult stand für das kulturelle Wiedererstehen Deutschlands nach dem Krieg, und irgendwie haftete der Schallplatte noch jenes Hellbräunliche an – war es lediglich der schäbige Halbkarton oder vielleicht doch eine giftige Bemerkung meiner Mutter über die Deutschen («Wenigstens nicht Furtwängler»)? Ich weiss es nicht mehr, aber das 4. Klavierkonzert von Beethoven gilt seither für mich als Fanal für die Brüchigkeit einer Hochkultur, wie rasch barbarisches Denken überhandnehmen kann und selbst Dichter und Denker und Musiker dabei sind.

Natürlich erweiterte sich im Laufe der Jahre die Schallplattenammlung, und immer wieder war auch Beethoven dabei. Aber zu Grunderlebnissen reichte

das nicht mehr, zumal die lichte Zeit der freien Zeitverwendung vorbeigegangen war. Die nächste Stufe in meiner Beethoven-Rezeption nahm ich selbständig, wengleich mit kundiger Begleitung am Klavier: mit der «Frühlingssonate», die ich schlecht und recht als dilettantischer Geigenschüler bewältigen konnte.

## Frühling des Lebens

Damit ging die Lektüre von Ernst Heimerans Bändchen mit gleichnamigem Titel einher, einer zarten Liebesgeschichte eines jugendlichen Violinpielers mit einem angebeteten Fräulein aus der Nachbarschaft. Ein ganz klein wenig träumte ich bei den anschniegamen, freundlichen bis jubelnden Melodien schon davon, dass sich bei mir auch so etwas einstellen könnte. Die Sonate passte so ganz und gar zu meinem Lebensalter der sich ankündigenden Adoleszenz.

Und auch hier trifft zu: Die Bilder sind geblieben und stimmen für mich heute noch. Beethovens Fähigkeit, die Musik durch Verdichtung seiner Einfälle zu einfachen, singbaren Melodien für die meisten Leute irgendwie bedeutsam zu machen, erklärt seine Beliebtheit und die immer aufs Neue bestätigte Frische, auch noch 250 Jahre nach seiner Geburt. Wir wissen heute, dass nicht er, sondern die Menschen nach ihm darüber bestimmten, welchen Inhalts die Bedeutung für sie zu sein hatte. Deshalb wurde er bis auf den heutigen Tag – man denke an die Verwendung der Freudenmelodie aus der Neunten als Europahymne – auch für politische Zwecke missbraucht. Ich selber blieb und bleibe beim häuslichen Wohlsein, bei den Elefanten, der abgründigen Predigt und der zarten Klavierspielerin.

Doch dann kam meine Krise mit Beethoven, und sie dauerte lange an. Ein in der Wortwahl etwas unbedarfter Pianist,

ein Mozart-Jünger, riet mir vom Beethoven-Hören ab. Es handle sich lediglich um eine lärmige Verkleisterung trivialer musikalischer Gedanken zu pompösen, aber hohlen Gefässen. Mozart sei viel wertvoller. Ich wehrte mich innerlich gegen diese Aussage, denn mit Beethoven war ich ja aufgewachsen. Aber der Geist war aus der Flasche und verfolgte und plagte mich fortan.

Ständig war ich auf Bestätigung oder Verwerfung der vernichtenden These aus, sobald ein paar Töne Beethoven zu hören waren. Ja, es wurde noch schlimmer, indem ich glaubte, überall die Melodie von «Freude, schöner Götterfunken» heraushören zu müssen. So, als hätte Beethoven sein Leben lang an nichts anderem als an dieser einen Tonfolge herumstudiert. Das wiederum hatte ich einmal während einer Gesprächsrunde von Musikwissenschaftlern am Radio aufgeschnappt. Der Versuch zur Mustererkennung wurde obsessiv, so dass ich mich tatsächlich entschliessen musste, keinen Beethoven mehr zu hören.

Befreit wurde ich aus dieser misslichen Lage erst durch eine Eigenproduktion «meiner» J.-S.-Bach-Stiftung, als wir mit Originalinstrumenten aus der klassischen Epoche zu einer Tournee durch die Schweiz aufbrachen, die Neunte im Gepäck, was mich zu mehrfachem intensivem Zuhören zwang – und die stupende Vielfalt von ganz viel weiteren musikalischen Einfällen in die-

Das 4. Klavierkonzert gilt für mich als Fanal für die Brüchigkeit einer Hochkultur, wie rasch barbarisches Denken überhandnehmen kann.

ser Sinfonie entdecken liess. Es stimmt natürlich, am Ende spitzt sich alles auf diese eine, äusserst einfache Melodie zu, die sich ganz am Schluss erst noch zur strudelnden Apotheose überschlägt. Aber trivial ist das alles ganz und gar nicht, sondern schlicht genial: Die Einfachheit der Melodie entspricht einer extremen Reduktion zum Wesentlichen hin, zur Bedeutsamkeit, und für mich liegt in diesem Fall dessen Inhalt in einer tief verstandenen Menschenliebe.

## Vollendet zwecklose Musik

Unterdessen versuche ich mich sogar an den späten Quartetten. Nicht mitgegend, bewahre! Und nicht einmal mithörend, im Sinne von aktiver Teilnahme. Das habe ich längst aufgegeben. Ich höre mir Beethovens späte Streichquartette wie sogenannten «moderne» Musik an, indem ich sie einfach auf mich einwirken lasse, ohne etwas Bestimmtes zu wollen. Kein Erkennenwollen, kein Verstehenwollen, nicht einmal ein Schönfindenwollen. Einfach nichts.

Ich nehme die Musik als im eigentlichen Sinne des Wortes Zweckloses hin, öffne Ohren und Geist und lasse «es» geschehen. Und ich vermute mittlerweile, dass es Beethoven genau so meinte mit diesen Kompositionen: Er bewegte sich von seinem Hang und seiner Befähigung zur Erlangung von Bedeutsamkeit weg – hin zu einer Abstraktion, wie sie dann bei Webern und Schönberg zu Programm und Zeitstil wurden. Und wie wir sie auch schon von Bachs «Kunst der Fuge» her kennen. Höhere Musik als vollendet zwecklos ist nicht denkbar, es wird sie erst im Elysium geben.